



Feuilleton

fahnen und farben.

Skizze von Karl Dolsow.

(Nachdruck verboten.)

Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß, seitdem Staat, und Reiche existieren, mögen sie nun auch mehr oder minder in der Kultur vorgeschritten gewesen sein, dieselben auch ihre Unterscheidungszeichen, ihre Bezeichnungen vor einander zur Schau getragen haben. Dies fand vorzugsweise im Kriege statt. Ein an einen Stab oder an eine Lanze gebundenes Stück Zeug oder Band, das vom Winde lustig hin und her bewegt wird und dadurch die Aufmerksamkeit eines anderen auf sich zieht, ließ sich als Ursprung des Banners annehmen, das wie alles seine Entwicklung gehabt und sich in unserer fahnenreichen Zeit zu dem großen Tuche mit den prächtigsten Ausschmückungen, das ein Zeichen der Vereinigung ganzer Völker geworden, entfaltet hat. Woher aber und warum nahmen die Völkerschaften bestimmte dauernde Farben für sich?

Die Eigenfarbe der sächsischen Kaiser soll „Schwarz“ gewesen sein. Das Symbol war der schwarze Adler und Otto I. bezeichnet diese Farbe als die des Schreckens. Dieses Sinnbild der Klugheit und Stärke in Vogelgestalt befand sich im goldenen Felde, daher das erste deutsche Banner schwarz-gelb gewesen ist, wie noch heute die deutsche Kaisersflagge und die Fahne Österreichs. Nach Kaiser Sigismunds Reformationssynode (1438) wird der schwarze Adler im gelben Felde als Macht der Welt im Sonnenlance göttlicher Wahrheit gedeutet. Schwarz aber kann auch als Farbe der Passion in der Symbolik der Kirche angenommen werden.

Die andere wichtige Reichsfarbe ist „golden“ oder „gelb“. Es ist die Farbe des edelsten Metalls und in dieser Bedeutung mußte sie ein Abglanz des durch sie symbolisierten Reiches werden. Sie erscheint immer als Farbe des Fahnenstückes, obwohl einige Kaiser eine Ausnahme machen und auch weißen Grund für den schwarzen Adler nehmen. Ende des Mittelalters vergrößert sich die Fahne, und die Farben treten in langen Streifen

auf. Es bekommen die Soldnerheere eigene Farben, also werden diese Feldzeichen, doch noch nicht in der Verbreitung und Form, wie es jetzt der Fall ist, indem die Wappenform des Banners den Vorrang behält.

Ende des 16. Jahrhunderts nehmen die Flaggen mehr und mehr die streifige Form an; die deutschen Truppen haben solche Streifenfahnen. So führten die Soldaten des Herzogs Moritz von Sachsen im Jahre 1547 verschiedene Farben in ihren Fahnen; die Infanterie blau und weiß, die Kavallerie schwarz und gelb, grün und schwarz, schwarz und weiß. — Das rot in der Farben-Symbolik ist angewendet, ist keineswegs erstaunlich. Diese Farbe war das Feldzeichen der Römer und die Farbe ihrer höchsten Gottheiten. Es war das Symbol der Macht, die noch heute Italien rot neben weiß und grün auf seiner Fahne als Landesfarben trägt. Rot aber war auch der Kaisermantel und zwar purpurn, den die Kaiser des heiligen römischen Reichs deutscher Nation bei ihrer Krönung erhielten. Rot war ferner die Tracht der Kurfürsten. Im 16. Jahrhundert kennzeichneten sich die Kaiserlichen durch rote Schärpen. Weltans die meisten Staaten haben die rote Farbe in ihren Landesflaggen beibehalten. So hat Deutschland bekanntermaßen schwarz-weiß-rot; Belgien schwarz-gelb-rot; Dänemark weiß-rot; Frankreich blau-weiß-rot; die Niederlande rot-weiß-blau; die Schweiz weißes Kreuz im roten Felde; Japan rote Scheibe im weißen Felde; Ägypten weißen Halbmond mit Stern im roten Felde; Rußland weiß-blau-rot als Handelsflagge; Marokko ganz rote Flagge; Siam weißen Elefanten im roten Felde; Rumänien blau-gelb-rot; Norwegen blaues Kreuz im roten Felde u. s. f.

Bemerkenswert ist ein Zeichen, das fast 500 Jahre lang gleich dem Reichsadler angewendet wurde; es ist das rote St. Georgskreuz, welches im 14. und 15. Jahrhundert Reichspanier war. Es wurde im ersten Kreuzzuge bereits allgemeines Zeichen der christlichen Ritter.

Die Anordnung der Farben wechselt; bald ist das Kreuz ein rotes im weißen Felde oder umgekehrt.

Neben der alten Reichsfarbe schwarz-gelb waren im Mittelalter noch drei Farbengruppen gebräuchlich: schwarz-gelb-weiß, rot-gelb-weiß und rot-weiß; auch schon schwarz-weiß-rot und schwarz-weiß tritt manchmal auf. Weiß trat wahrscheinlich als bloße Hoffarbe zu den schon bestehenden festen Reichsfarben.

Bei der Krönung Karls V. in Aachen 1520 hatten die Adelsherren und Diener der anwesenden Fürsten zu

Ehren des neuen Kaisers sich in rot-gelb-weiß gekleidet, ebenso die Bagen des letzteren. Das „rot und gelb“ wies jedenfalls auf das römische Königtum hin, während weiß als Ergänzungsfarbe zu beiden vielleicht betrachtet werden kann. Auch kann hier der Zufall, der Geschmack und anderes sein Spiel getrieben haben, wie wir in der Neuzeit öfters bei der Wahl einer Fahnenfarbe in Vereinen begegnen.

Die Tricolore entstand nach der zweifarbigen Fahne. Schwarz-gelb-rot ist indes die Hauptfarbe geblieben, während das ergänzende „weiß“ von keiner symbolischen Bedeutung sein dürfte, sondern nur, wie gesagt, als Zusatzfarbe gelten kann.

Eine spätere Anordnung war „schwarz-rot-gelb“, die als ästhetischer gerechtfertigt ist. Es sind hier keine alten Töne, die uns z. B. bei schwarz-blau-weiß entgegen-treten.

Als deutsche Farbe wählte man bekanntermaßen schwarz-weiß-rot. Die ersten zwei Farben sind der preussischen Fahne entlehnt, welche Farben von dem schwarzen Reichsadler im weißen Felde vom Anfange des 18. Jahrhunderts herrühren. Die Kurfürsten von Brandenburg hatten jedoch andere Reichsfarben, so Ende des 17. Jahrhunderts „blau-weiß-rot“ und später tritt einmal der schwarze Adler im gelben Felde auf.

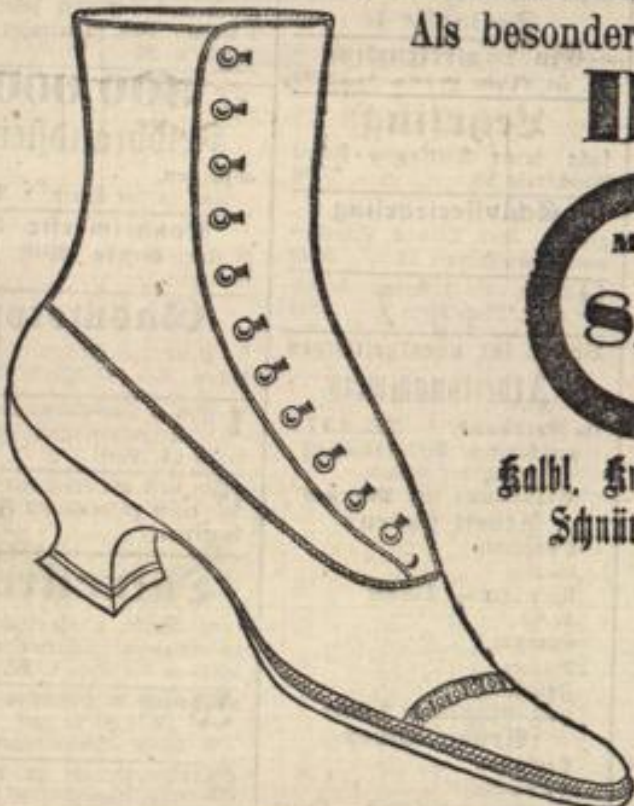
Die Farben erinnern an die, die die Ritter des deutschen Ordens trugen, und danken wir es dem Zufalle oder irgend einer Willkür, daß Deutschland dieselben farbigen Wahrzeichen wieder erhalten, die ein noch mächtigeres früheres deutsches Geschlecht in seinem Banner führte.

„Nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da!“
Sie sah ihn mit einem strahlenden, schelmischen Lächeln und ihr helles Lachen klang ihm verlockender als je in den Ohren.

Große Bruch-
Extra frische, große Bruch-
Kleine frische
Aufschlag-
per Stück 3 Pfg.
per Sch. 30 u. 40.
bei J. Hornung & Co., Häfnergasse 8. 5369

Als besondere Spezialität in meiner Separatabtheilung für

Damen-Schuhwaaren



Kahl, Knopf- und
Schnürstiefel



Braune Knopf- und
Schnürstiefel



Chevreaux-
Knopf- u. Schnürstiefel



Box calf u. Chevreaux-
Schnür- u. Knopfstiefel
mit Louis XV. Absatz.

J. Speier Nachf.

Langgasse 18.

4170

Total-Ausverkauf.

Herren-Hüte,
Mützen, Schirme, Stöcke
zu erheblich billigen Preisen zu verkaufen.

Marktstrasse 19a, Ecke Grabenstrasse
2596 Der Konkursverwalter

Fußbodenlacke,

sowie alle Sorten Oelfarben, Wachs, Stahlspäne,
Terpentin, Leinöl, Pinse, Seifen, Lichte etc.
empfehlen 1993

Th. Bumpf, Saalgasse 8.

Prima neue holländische

Vollheringe

Stück 6 Pfg., Duzend 70 Pfg. 5348

Kölner Consumgeschäft,
Schwalbacherstraße 23.

C. W. Poths'

Seifenfabrik, Langgasse 19.

Fernspr. 91.

Fussseife (Antihydrosin)

gegen die Beschwerden des

Fuss-Schweißes

Preis per Stück 50 Pf., 3 Stück Mk. 1.45.

Bei warmer Jahreszeit unentbehrlich! 3725

! Gebrannte Kaffees !

in ganz vorzüglichen reinschmeckenden Qualitäten per Pfund von

70 Pfg. an.

Perkaffee sehr vorzüglich per Pfund 90 Pfg.
Mache besonders auf meine Spezialmischungen, das No. 1.20
und 1.40 aufmerksam. Dieselben büchten den größten Ge-
schmacker zufrieden stellen. 4926

Erstes Frankfurter Consumhaus,
Wellstrasse 30.

Messerputzmaschinen,

Böhen-, Reib-, Schäl- und Schneidmaschinen aller Art
schleift und repariert 5008

Ph. Krämer,

Wesergasse 3, Hof rechts.

Unter den Eichen (Schützenhaus).

Täglich von 4 Uhr ab:

5310

GROSSES CONCERT

der ersten ungarischen Magnatenkapelle unter Leitung des
Primus Tripot János, Eintritt frei.

Paul John

Geschäfts-Gröffnung.

Den verehrlichen Bewohnern von Wiesbaden, Herren
Baunternehmern und Architekten mache ich hiermit die erg.
Anzeige, daß ich mich mit dem heutigen Tage als
Dekorationsmaler-, Anstreicher-
und Lackirermeister

niedergelassen habe.
Meine Werkstätte befindet sich Moritzstraße Nr. 49.
Durch mehrjährige Thätigkeit als Meister bin ich in der
Lage, alle an mich gestellten Anforderungen gerecht zu werden.
Uebnahme aller Linderarbeiten. Alle Reparaturen werden
prompt und billig ausgeführt.

Indem ich gewissenhafte Bedienung zusichere, bitte ich,
mich mit Aufträgen gefl. beehren zu wollen.
Hochachtungsvoll

P. Stenmans,

Dekorationsmaler und Anstreichermeister.
Wiesbaden, im Juli 1903. 5367



Nr. 169

(2. Beilage.)

Donnerstag, den 23. Juli

1903.

Fuchhei, am Rhein!

Humoristischer Roman von Karl Böttcher.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Si, si“, bekräftigt Emilio, „nicht sein — diavolo, wie heißen die Wort?“ Zur Erklärung der vergessenen Vokabel läßt er den Oberkörper im großen Bogen hin- und herschwan-
len.

„Sawohl“, schreit Dahlheim mit kräftigem Baß dazwischen, „Sie meinen — betrunken!“

„Ja“, jubelt Emilio, „nicht sein betrunken!“

„Derr Doktor“, fragt Else schelmisch, „was machen wohl jetzt unten in Italien Ihre Patienten?“

„Ach, die Medizin“, erwidert er mit einer wegwerfenden Handbewegung, „id sie (haben) betreibt mit Passion; aber id wundere mir manchmal selbst, wenn meine Patienten werden gesund. Die Nervenleber, die Weinbrüche, die Schnupfen — hol's die Auduck! Id jetzt lernen Deutsch und trinken Wein dazu!“

„Sie sind der erste vernünftige Arzt, den ich kennen lerne“, lacht Dahlheim. „Sie kommen dahinter, daß die beste Medizin der Rheinwein ist. Wer davon bis ins Alter gneipt hat, ist in der Jugend nicht gestorben. Profit!“

Steifbeinig humpelt soeben ein alter Briefträger heran und legt die „Rheinische Zeitung“ und eine Ansichtspostkarte auf den Tisch. Neugierig dreht Else die Postkarte nach allen Himmelsrichtungen und liest dann lachend die Adresse vor:

„An den groben und kreuzfidelsten Wirth im Gasthof „Zum feuchten Ede“. Sollst Du das sein, Papa?“

„Mir scheint. Aber was steht auf der Karte?“

„Morgen mit dem Mittagschiff kommen vier kreuzfidele, lustige Brüder angequ岸nt. Sind mit einer Rhein-fahrt beschäftigt. Haben viel vom alten Grobian im „Feuchten Ede“ gehört und freuen uns, ihm einmal ins Auge gucken zu können. Im übrigen — Wetter patent, Baune patent, Durst am patentesten.“

Des Bacchus Leibknappen.“

„Sneiplappen!“ verbessert Dahlheim ironisch. „Und solche verrückte Menschen läßt man heutigen Tags herumlaufen! Die Sorte kenne ich. Die schleppt eine Masse Weisheit an den Rhein, schimpft und säuft überall herum und macht nichts weiter, als an Hinz und Kunz Ansichtspostkarten schreiben. Dazu wird zur Abwechslung „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ gelorelevert, ein halb Duzend verschiedene Weine die Kehle hinuntergegossen, in sieben Himmeln herumgejauchzt, geschrien: „Was kostet die Welt?“ und am folgenden Morgen im Kagenjammer herumgewinselt.“

„Kagenjammer?“ fragt Emilio wissensbunztig. „Das sein die Jammer von Kagen?“

Dahlheim lacht. „Kagenjammer! Dieses Ungeheuer werden Sie auch noch kennen lernen, Doktor. Da haben Sie keine Vange.“ Und sein Lieblingslied „Fischerin, du kleine —“ brummend, trottet er ins Haus zurück.

2. Zwei Freunde.

Es sind zwei flotte Männergestalten, welche jetzt vom Ban-de-platz der Dampfboote her nebeneinander durch die Winkelsä-
gen des Rheinstädtchens schlendern. Wie sie so die Gesichter

emporheben zu den kleinen Fenstern, um zu spähen, ob vielleicht ein leuchtendes Augenpaar herabsunkelt oder ein goldlockiger Mädchenkopf hinter den weißen Gardinen sichtbar wird — man sieht ihnen auf den ersten Blick an, die beiden zogen aus, um Fröhlichkeit zu finden.

Der eine, groß, schlank, brünett, steckt in modischem Touri-
stenanzug und macht den Eindruck eines flotten Lebemanns. Der andere, eine kräftige, blonde Medengestalt, blickt ein wenig ernster drein, und seine etwas schwerfälligen Bewegungen lassen leicht auf den Seemann schließen.

Plötzlich fällt beiden der über dem Eingang prangende, mit rothen Bändern umwundene Reisigbusch, sowie das einla-
bende Wirthshauschild „Zum feuchten Ede“ in die Augen.

„Solla! Da sind wir schon, Alsen“, stößt fröhlich der Schlanke heraus. „Hier also blüht und duftet das „Röschen vom Rhein!“ Gehen wir hier vor Anker! Diese trauliche Wein-
spelunk ist etwas für unsern schöngebaute Durst.“

„Meinetwegen, Rols! Aber nicht zu lange!“ erwidert der Blonde. Beide klimmen die Stufen zur Terrasse empor und richten den Kurs nach einem Tisch, an welchem die Stühle an-
gelehnt sind.

„Geda! Wirthschaft!“ ruft Rols, mit dem Stock auf die rothgeblühte Tischdecke schlagend. Wie er plötzlich die wichtige Gestalt Dahlheims zu Gesicht bekommt, setzt er übermüthig hin-
zu: „Giebt's hier noch Wein, Herr Gast?“

„Mehr als Sie vertragen können“, entgegnet Dahlheim trocken.

„Dann vorwärts! Wollen eine halbe „Rüdesheimer Aus-
lese“ probieren.“

Der Wirth zieht ein spöttisches Gesicht.

„Wenn ich Ihnen einen guten Rath geben darf, so steigen Sie noch zwei Stunden auf den Bergen herum. Vielleicht kön-
nen Sie dann miteinander auch eine Gange vertragen.“

Beide sind zuerst über die lebenswürdige Grobheit etwas betroffen. Bald aber lacht Rols hell auf.

„Na, da bringen Sie meinerwegen eine Gange!“

„Else, eine Gange „Rüdesheimer Auslese!“ schreit Dahl-
heim ins Haus hinein. Und sich wieder zu den beiden Herren wendend: „Uebrigens haben Sie gut gewählt; ein Weinerl, das sich gewaschen hat!“

„Hoffentlich nicht mit Wasser“, meint Rols molant.

„Nicht so viel ohne Maulkorb sprechen!“ giebt Dahlheim prompt zurück. „Aber von diesem Tisch müssen Sie weg; denn hier sitzt Wiesemann mit seinem Stammtisch, der „große Wiese-
mann“ — und wo der sitzt, da können Sie nicht sitzen.“

„Wiesemann? Was ist denn das für ein berühmtes Thier?“

„Ja, wenn Sie nicht wissen, wer Wiesemann ist, da wissen Sie gar nichts. Wiesemann — den kennt am Rhein jedes Kind.“

„Na, dann ein anderes Rupee“, brummt Alsen, und beide wandern nach dem Nachbartisch aus.

Inzwischen trägt Else auf einem Tablett eine verstaubte „Rüdesheimer Auslese“ und zwei blinkende Römer herbei. Wie

sie so leichtfüßig mit dem Wein daherschwebt, mit den langen Böpfen und dem anmuthigen Grübchenlächeln, wie sie mit einem herzigen „Prosit!“ die feuchte Bescheerung vor die beiden Gäste schiebt — fürwahr, ein entzückendes Bild!

Raum hat sie sich mit ihrem Vater entfernt, so kuschelt Rolfs mit einer vielsagenden Geste seinem Freunde zu:

„Das also ist das „Röschen vom Rhein!“

Die Pracht der „Rüdesheimer Auslese“, die wie ein flüßiger Sonnenstrahl im Glase funkelt, findet bei beiden warmherzige Anerkennung.

„Oh! — — — Om! — — — Alle Wetter, das schmeckt!“ meint Rolfs. Er schnalzt mit der Zunge, und die Hand streicht behaglich die Brust hinunter. „Mein Gott, darf solch herrlich aufwühlender Tropfen überhaupt existiren in einem Polizeistaat!“

Alsen, ein Phlegma von unerschütterlicher Ruhe, nickt.

„Ich wollt', meine Stimmung wäre beständig so schön wie dieser Wein“, fährt Rolfs fort. „Heute aber ist sie flau.“

Fortschend blickt Alsen dem Freund ins Gesicht.

„Pact dich's schon wieder?“

„Gieb acht, bei diesem schönen Schluck seh' ich dir die schlechte Welt auseinander!“

„Nanu! Nanu!“

„Sieh, mein Junge, was führe ich für ein Leben! Seit Jahren überall herumkriechen — überall und nirgends zu Hause zu sein — die ganze Welt immer vom Standpunkt des Tuschels aus ansehen — ach, hol's der Ruckd!“

„Muß ich nicht auch in der Welt herumreisen?“

„Ja, du freilich — das ist als Schiffskapitän dein Beruf; aber bei mir ist das etwas anderes — — — Mein Programm ist Tag für Tag immer dasselbe: in zivilisirten Gegenden, die halbe Nacht herumkneipen — endlich, lange nach Mitternacht, derb amüßigt heimwärts nach der Bude trotten — höchstens das Bewußtsein haben, in Damenkreisen eine Zeit lang für den Löwen des Tages zu gelten — wobei man sein Mittagschlässchen sehr nöthig hat.“

„Du plätscherst doch direkt im Moralischen herum“, erwidert Alsen mit gutmüthigem Lächeln, welches seine etwas derben Züge wunderbar verschönt.

„Da fehlt nicht viel“, philosophirt Rolfs weiter, ohne auf den gutmüthigen Spott des Freundes zu achten, „so lebt man wie ein gigerlhafter Tageslieb: ein Kerl mit Pferdeprofil, dünnen Beinen und einem Scheitel im Nacken.“

Alsen schüttelt den Kopf. „Aber Junge, hast du denn in deinem Leben nicht Glück genug genossen?“

Eine kleine Ironie flimmert über Rolfs' Gesicht. „Allerdings! Ich hab' Frauen von jeder Couleur kennen gelernt: die koketten, die sentimentalen, die intriganten, die naiven, die eingebildeten, die beschränkten, die dummen — natürlich alle hübsch, aber sonst — ah bah!“ Er macht eine wegwerfende Bewegung. Dann hebt er sein Glas gegen das Licht und will sich durch einen kräftigen Schluck von seiner Tirade erholen. Da erschallt barsch vom Hause her die tiefe Stimme Dahlheims:

„Na — na — was haben Sie denn da bei dem Wein zu gucken? — — Sie denken wohl, wir haben hier eine Weinfabrik — Cyankaliwasser mit Schwefelsäure? Was? Ich werde Ihnen den Wein wegnehmen!“

„Bohtausend! Sie sind ein origineller Kauz“, lacht Rolfs. Seine düstere Regenwetterstimmung ist bereits verflogen.

Der Wirth aber läßt sich in seinem Sermon nicht stören.

„Wissen Sie — Weintrinken ist eine gegenseitige Vertrauenssache“, belehrt er. „Der Gast hofft vom Wirth, daß er ihm guten Wein vorsehrt, und der Wirth hofft vom Gast, daß er etwas vom Trinken versteht.“

Diese biedere Verbeugung amüßigt Rolfs. „Bravo!“ ruft er heiter. „Ein verflucht feiner Tropfen! Wenigstens Wein! Damit läßt sich ein ganzes Dorf vertneipen und auf große Ideen trinken — — Aber die schönste Idee schwebt mir gerade jetzt durch den Kopf.“ Und mit einer graziösen Verbeugung gegen Else ruft er über den Garten hin: „Das Fräulein soll hoch leben!“

„Prosit!“ erwidert von fern her das Mädchen.

„Sie haben wohl in Ihrem Leben viel Wein vertilgt?“ wendet sich jetzt Rolfs an Dahlheim. Voll Interesse studirt er die verschiedenen Farbennuancen in dem breiten Gesicht.

„Da können Sie beinahe recht haben. Ich bin mit der Flasche aufgezogen und habe sie mir seitdem nicht abgewöhnt.“

„Sie scheinen über eine gute Weinzunge zu verfügen!“

„Wenn ich Ihnen die vererben würde, könnten Sie sich freuen.“

Rolfs lacht. „Welches ist nun Ihre feinste Sorte?“

Eine gewisse Feierlichkeit zieht über Dahlheims Gesicht. „1868er Steinberg“. Von dem kriegt aber das gewöhnliche Menschenpaar, das so am Rhein herumlungert, nichts. Den

trinke ich selber. Höchstens können Sie mal die Photographie davon sehen — oder eine leere Flasche, wo welcher drin war.“

Lachend greift Rolfs in die Rocktasche, fördert eine kleine Tabakschachtel zu Tage und beginnt, sich eine Zigarette zu drehen. „Na, hören Sie mal — Sie scheinen Ihre Meinung hübsch klar herauszusagen.“

„Bei mir giebt's klares Wort und klaren Trunk.“

„Recht so! Aber haben Sie auch eine hunds-miserable Sorte? So eine Mitternachtsseite zu diesem Prachtschluck hier?“

„O ja: „1892er Drachenhölle“ habe ich ihn getauft.“

„Das ist wohl einer zum Stiefel ausziehen?“

„Haha — ein Schmollewein, keiner zum Schmollieren — ein Wein, den man nur in der Hölle trinken müßte.“

Die Zigarette ist fertig. Rolfs steckt sie in Brand und pafft behaglich drauf los. „Om — „1892er Drachenhölle!“ — Wer delectirt sich denn an diesem Nektar?“

Dahlheim schweigt einige Augenblicke. Ein pfiffiges Schmunkeln breitet sich über sein joviales Gesicht, lacht aus den kleinen Fältchen um die Augen und zieht sich hinunter bis in die Gegend der Mundwinkel.

„Den sehe ich solchen Herrschaften vor, die ich aus meinem Lokal herausgraulen will — — Soll ich Ihnen einen Schoppen von dieser Sorte holen?“

In komischem Entsetzen hebt Rolfs beide Hände. „Ich werd' Sie gleich —“ und er thut, als wolle er auf Dahlheim losgehen.

Alle lachen — Doch plötzlich wird Dahlheim ernst.

„Else!“ ruft er seiner Tochter zu. „Später wird hier in meinem schönen Lokal die Luft etwas getrübt. Ich werde mich deshalb verduften — — Verstanden?“

Betroffen blickt das Mädchen den Vater an. „Wie, Du willst fortgehen, Papa? — Jetzt? Wo Herr Diesemann — und der Herr Bürgermeister — und der ganze Staumtsch —“

„Gerade deshalb. Es giebt Leute in der Welt, denen weicht man lieber aus“, bekräftigt Dahlheim.

Und schon ist er über die Treppe verschwunden.

3. Das „Röschen vom Rhein“.

Hastig langt Rolfs nach der Flasche, gießt das Glas voll und wupp — stürzt er es in einem Zug hinunter.

„Da, das schmeckt! Was, Kapitän?“

Alsen läßt die Zeitung, in der er eifrig gelesen, sinken und thut dem Freunde Bescheid. „Hast recht, Rolfs — das schmeckt.“

Ohne weiter von den beiden Gästen Notiz zu nehmen, lehnt Else an der weißen Terrassenmauer. Nervös zapft Rolfs an seinem schön gewirbelten Schnurrbart. Es verlegt seine Eitelkeit, daß das liebreizende Mädchen ihn, den tapferen „Herzengstürmer“, so gründlich ignorirt. Halb ärgerlich, halb bewundernd ruhen seine leuchtenden Blicke auf der schlanken Mädchengestalt — ja, sie verschlingen dieselbe fast und funkeln dann heller auf, wie wenn der Bissen gut geschmeckt hätte. Als fülle Else diese ledigen Blicke, wendet sie sich plötzlich um.

„Weshalb sehen Sie mich so an?“ fragt sie mit einem kaum merklichen Zusammenziehen der feingezichneten Brauen.

Selbstgefällig dreht Rolfs seinen Schnurrbart.

„Sagen Sie, wie fangen Sie es nur an, mein Fräulein, daß Ihnen die Schönheit so aus den Augen blist?“

Mit einer leichten Handbewegung wehrt Else die liebenswürdige Schmeichelei ab. Schweigend wendet sie sich dem Hause zu. Rolfs sieht sofort, daß dieses Mädchen nicht so zu behandeln ist, wie die meisten jener Frauen, mit denen er verkehrte.

„O, ich wollte Sie nicht verschonen, mein Fräulein!“ ruft er ihr bedauernd nach. „Seien Sie mir nicht böse!“

Schon hat sich Else umgewendet. Ihr sanft lächelndes Antlitz zeigt keinerlei Empfindlichkeit.

„Das ist recht!“ meint Rolfs erfreut. „Sie tragen mir meine Dummheit nicht nach — — Da will ich mal drauflos-trinken, wie ein unglücklicher Ehemann. Soll ich das, mein Fräulein?“

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht —“

Rolfs beißt sich auf die Lippen — Ist denn diesem Mädchen gar nicht beizukommen? — Vielleicht, wenn er das Gespräch auf den Rhein und den Wein bringt — —

„In der ganzen Welt kneipt sich's doch nirgends besser als am Rhein!“ ruft er auf's Gerathewohl.

Darum kommt auch die ganze Welt hierhergelaufen, meint Papa“, entgegnet Else freundlich.

„Und was meinen Sie?“

„Ich? — Ich meine dasselbe.“

„Sind Sie eine Rheinländerin?“

„Eine waschechte. Mit Rheinwein großgepöppelt.“

„Und ein ganz ausgezeichneter Jahrgang“, fügt Rolfs mit einer aalanten Verbeugung hinzu.

Elle lacht. Sie kann wunderbar lachen. Ihr Lachen ist auf dem Gebiet der weiblichen Heiterkeit geradezu ein Meisterstück. Der ganze reizende Zuhörer befindet sich dabei in einer beiderseitigen: süße Grinsen, verführerische Lippen, durch welche milchweiße Zähne blitzen, entzückendes Zurückwerfen des blonden Köpfchens und eine herzerfassende Stimme — das reine Amorettengeflüster. Aber solches Lachen sollte man, wie den Duft der Rose, nicht zergliedern. Man muß es im Ganzen genießen — Und dieses Brachtlachen steht bei Elise gar locker in der Kehle.

„Mein erstes Wort, das ich sprechen lernte, war, glaube ich, ‚Prosit!‘“ sprudelt sie heiter hervor.

Deshalb klingt es auch so schön, wenn Sie „Prosit“ sagen.“
(Fortsetzung folgt.)

Madrid bei Nacht.

von Dr. Maximilian Wolf.

(Nachdruck verbo.)

So klein die spanische Hauptstadt auch verhältnismäßig ist, so rege pulsiert ihr Leben Tag und Nacht. In einem steten Dasein auf der Straße in einem beständigen Tausel von Vergnügungen scheint sich das Erdenwallen des Madrilenen abzuspinnen, und während sich im Sonnenlicht noch einigermaßen die Geschäfte zu ihrem Rechte verhelfen, ist unter dem Sternenhimmel und beim Glanze der elektrischen Flammen alles ganz und gar auf heiteren Zeitvertreib gestellt. Freilich taucht da oft genug im Strom all der lusterfüllten Menschen das blasser Antlitz der Not erschreckend empor, aber der Strudel des allgemeinen Frohsinns reißt es schnell genug wieder in die dunklen Tiefen der Bergessenheit hinab.

Schier unabsehbar, unzerreißbar zieht sich die Kette der Spaziergänger durch alle Verkehrsadern von Madrid. Am buntesten entwickelt sich sein Nachtleben in der Umgebung des Mittelpunktes aller öffentlichen Vergnügungen, der Puerta del Sol und der Straße Alcalá. Bis in die zweite Stunde nach Mitternacht, da die Theater schließen, drängt sich hier die Lebewelt aller Klassen zusammen, füllt die Straßen und wogt in ihnen auf und nieder. Das Getümmel, der Lärm ist gewaltig, die Menge der Ausrufer aller Art vermehrt das Getöse. Die Zeitungsverkäufer umschwärmen Dich; zerlumpte Buben, gierlich gekleidete Dirnen mit Blumen und Bändern im Haar. Kaffeehaus reiht sich an Kaffeehaus; im Vorüberwandeln blickst Du durch ihre hohen Fenster in die hellerleuchteten Räume, sieht jedes Tischchen besetzt, sieht Alt und Jung sich an Erfrischungen laben und schmücke, freundliche Mädchen bedienend unter ihnen umherschleichen. An einer Straßenecke konzertiert ein volles und treffliches Streichorchester. Sie spielen die Lieblingsmelodien aus den neuesten Zarzuelas, ein dichter Kreis von Zuhörern umfließt die Musikanten, während oben, auf den zahllosen Balkonen der Häuser die Familien sich's bequem gemacht haben und das schöne Freikonzert und die Nachtlust behaglich genießen. An einer anderen, stilleren Ecke hocken ein paar wilde Bigenenklinder auf dem Boden und singen zum Klang der Gitarre ihre schwermütigen andalusischen Weisen. Eins der Kleinen, ein Mädchen, kaum fünf Jahre alt, tritt blühend nach vorn und schmettert seine Colaturen gleich der geschultesten Künstlerin. Diese arabischen Melodien verfolgen Dich auf Schritt und Tritt. Kaum hat sich die eine aus Deinem Ohr verloren, so tönt an einer anderen Stelle ein neuer, langgezogener Gesang zu Dir auf. Ein blindes, kleines Mädchen lauert dort neben dem Blumenstand und trillert einen Flamenos in die Lüfte. Ihr Kehlechen bläht sich wie das einer schlafenden Nachtigall; ihr schwächlicher Körper erzittert dabei in nervöser Erregung, ihre Hände krampfen sich heftig zusammen, ihre Augenlider sind wie im Schlaf geschlossen. Der wehmütige Inhalt ihres Gesanges malt sich in dem bekümmerten Ausdruck ihres Gesichts. Doch sobald sie geendet, nistet sich gleich der kindliche Frohsinn in ihre Züge wieder ein. Sie lachelt, spielt mit den Muschelschalen in ihrem Schoß, schöpft tastend ein Häuflein Straßenland vor sich zusammen, froh vergnüglich in ihrer ewigen Finsternis. Dann plötzlich, als besänne sie sich auf ihre Pflichten, bricht sie ihr Tändeln ab und stimmt von neuem, wie ein Vogel im Käfig, ihr Liedchen an.

Auf der herrlichen Promenade Madrids, dem Prado, ist gerade eine „Verbena“ in vollem Gange, eines jener Jahrmarktsfeste zu Ehren irgend eines Heiligen, wie sie die spanischen Städte wohl ein Duzend Mal im Jahre feiern. Bunt glänzen hier die Lampen in den Buben, eine vergnügte Menge drängt sich vor den Verkaufsstellen auf und nieder, schmaust warme Brezeln und vollführt mit den „Pfeischen“ und „Schwiegermutter-Tötern“ ein krauses Lärmen. Die Pfeischen sind künstliche Blumenbouquets mit einer Glasröhre mitten hindurch; sie werden von den Damen als reizender Schmuck ins Haar oder vor den Busen gesteckt, von den Männern und Kindern aber am liebsten zum Radaumachen benutzt. Das Instrument, das den in Spanien ebenso wie sonst in der Welt verehrten Schwiegermüttern den Tod bringen soll, ist schwerer zu beschreiben. Es ist ein bewegliches Holzwerk, an dessen Ende der Kopf irgend eines Uniers schreitend und vorwärtsschnellend den Rachen öffnet, und das dadurch allerdings geeignet ist, einer wetternenden Schwiegermama ins Gesicht schnappend, so daß sie entsetzt zurücksahren muß, den Redesfluß energisch zu stopfen. Das lustige Ding hat auch schon auf der spanischen Bühne in geeigneten Szenen höchst ergötzliche Verwendung gefunden.

Jenseit der lärmenden Verbena werden die Straßen bedeutend friedlicher, und der nächtliche Spaziergänger darf seine Ohren und Nerven sich hier in etwas erholen lassen. Plötzlich schallt eine merkwürdige Stimme durch die Stille. Es ist ein einfacher, etwas näselnder Baßlaut. Der Mann, der ihn von sich gibt, ist im Schatten der Häuser noch verborgen, aber schon kommt er näher und näher heran, sein Gesang wird deutlicher. „Die elf — tausend — sind es — die elf — tausend — fünf — hundert und zwanziger, die allein — gewinnen, die auch Glück — ins Haus bringen! Kaufen — die elf tausend — und nichts. Die elf — tausend — die elf tausend!“ — Immer lauter erschallt die Stimme, und nun wird der Mann selbst sichtbar. Der Mann! Einen riesenhaften Kerl hätte man, der Stimme nach zu urteilen, erwartet, und ein Männlein ist es nur, ein winziges Zwerglein der sonderbarsten Art. Mitten aus „Tausend und einer Nacht“ scheint es herausgesprungen zu sein, aus dem orientalischen Märchenreich in das moderne Madrid sich verirrt zu haben. Auf einem kaum vier Fuß hohen Körper, an dem lange Nachschöpfe herunterbaumeln, sitzt sein mächtiger Kopf von schönster Regelmäßigkeit mit einem dunklen Vollbart bis auf die Brust hinab. Langsam schlurft das Männlein die Straße entlang. Er hat eine riesige, schwarze Ledertasche um, darin birgt er einen Schatz von — Lotterielosen, die er zur Nachtzeit zum Verkauf ausbietet. Er ist allen Leuten, Jung und Alt, Groß und Klein, gar wohl bekannt. Seit vielen, vielen Jahren wandert er so allnächtlich durch die Straßen Madrids. Ich glaube, er ist so alt, wie die spanische Hauptstadt selbst und hat schon zu Philipp II. Regierung seine „Elftausend“ ausgebaut. Erkundigt man sich, wer er sei, so wird einem nur gesagt: „Der Zwerg ist es! Der Zwerg! Als gäbe es nur einen in der ganzen Welt!“

Wie dieses Kerlchen des Nachts seinem Verdienste nachgeht, so stehen auch andere Gewerbe um die Nachtzeit nicht still. Da sieht man z. B. durch das Drahtgitter eines offenen Fensters in einem matt erleuchteten Raum eine Anzahl von Leuten in gar merkwürdiger Arbeit begriffen. Sie stehen nur mit Hemd und Hose bekleidet, mit dem Gesicht der Wand zugekehrt, dicht vor dieser und halten sich mit hochgehobenen Armen an großen Haken in ihr, während die Füße unablässig auf- und niedergehen. Man würde sie für Strafgefangene halten, die die Tretmühle drehen, denn ihre Beine stecken in großen Kästen, und sie stampfen und stampfen. Es sind das aber nur — Bäcker, die den Teig zum Brot mit den nackten Füßen, wie Winzer die Trauben, kneten. Das „spanische“ Gebäck wird auf diese Weise hergestellt; vielleicht ziehen ihm deshalb viele Leute dort das sogenannte „französische“ Brot vor, dessen Teig nach civilisierter Art backreife gemacht wird.

In einem andern Hause steht eine Ladentür weit offen, so daß man das helle Zimmer von draußen übersehen kann. Dort sitzen mehrere Burschen auf Ecken bei eifrigem Schaffen. Rings um sie her stehen weite Holzkäfige auf dem Boden, die voller Hühner gepropft sind. Das Federvieh gackert wie am Tage, und

Immerhin ist Zeuge solchen Mordens zu werden noch besser als vielleicht, kurz vor der Heimkehr ins Haus, vor einer Schenke, mitten in eine „Kina“ zu geraten, eine Gruppe von Kämpfenden, die, vom Wein erhört, in Hemdsärmeln, das Jodett zur Abwehr der Dolchstöße über den linken Arm geschlungen, mit der „Ravia“ aufeinander losstürzen, mit Sägen wie Raubtiere aneinander vorbeigleiten, um zuletzt, von unten nach oben stoßend, den Etahl dem Gegner in den Leib, in die Gurgel zu bohren. Der Todesschrei des Getroffenen würde da sich tiefer und dauernder in die Seele des unfreiwilligen Zuschauer's senken, als das Mächtige Gekader der Hühner vorher es getan.



artigen Hüten von 1830 immer näher. Volle Tüllbarben werden von hinten her unter dem Kinn verschlungen und die Garnitur besteht in vollerschlossenen Blumen oder reifen Kornähren und Haferkolben. Bei anderen Hüten von kleinerem Umfange ist die linke sehr hohe Krämpe aufgebogen und wird auf dem Hutopfe durch einen Blumenstrauß oder eine Bandrossette festgehalten.

Der falsche Mime. Dramenist zur Zeit einer der beliebtesten Varietee-Sänger in Paris. Den Nimbus, der ihn umgibt, benutzte einer seiner minder populären Kollegen, um auf fremder Leute Kosten zu leben. Stand da Mademoiselle Claire Nicolle, ein hübsches junges Mädchen von 18 Jahren, vor einem Schaufenster und bewunderte Ansichtspostkarten, die mit dem Porträt populärer Bühnen- und Chantangrößen geziert waren. Traumverloren sandte sie ihre Blicke von einem Bilde zum anderen, denn lange schon war es ihr sehnlichster Wunsch, sich selbst der Kunst zu widmen, und es fehlte ihr nur der Führer, der ihr den Weg dazu weisen sollte. Man denke sich daher ihre Freude, als plötzlich ein Herr an sie herantrat und sie mit den Worten ansprach: „Nun, sind die Bilder ähnlich? Da haben Sie die Photographie Dranems und in mir sehen Sie Dranem selbst.“ Fräulein Claire überzeugte sich schnell, daß thatsächlich der Nebenbuhler eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Porträt habe. Sie war insoforn sehr erfreut, daß der Herr sie gewürdigt hatte, eine Unterhaltung mit ihr anzuknüpfen, und ihre Freude erreichte den Gipfel, als der angebliche Dranem sie aufforderte, mit ihm ein nahegelegenes Restaurant zu besuchen. Nun sah sie sich schon lanzirt und auf der Bühne gefeiert. Denn Dranem entfaltete eine ungeheure Liebenswürdigkeit. Er fand es heiterspielsweise unerhört, daß die reizende junge Dame nur eine silberne Uhr besaß; er ließ sich diese von ihr geben und versprach ihr dafür eine goldene. Fräulein Claire schwamm in Wonne, bis sich Dranem von ihr trennte. Doch ach, als sie es sich zu Hause bequem machte, mußte sie zu ihrem Schrecken gewahren, daß ihr außer der Uhr noch verschiedene andere Werthsachen fehlten. Jetzt stiegen ihr Bedenken über seine Persönlichkeit auf; ihr Argwohn wuchs, als mehrere Tage verstrichen, ohne daß Herr Dranem ihr die versprochene Uhr brachte. Als sie daher ihn nach einiger Zeit zufällig wieder einmal sah, getraute sie sich nicht, ihn selbst zu fragen, ob er es auch sei, sondern beauftragte damit einen Schuhmann. Und siehe da, vor diesem wurde aus dem angeblichen Dranem flugs ein Jean Madis, zwar auch ein Sänger, aber kein guter, und der beim Publikum weniger bekannt war als auf der Polizei. Viermal war er bereits wegen allerhand Schwindeleien und Diebstähle bestraft. Der Traum des Fräulein Claire hatte ein klägliches Ende genommen, und nur als schwachen Trost empfand sie es, daß Madis-Dranem nun seiner fünften Strafe entgegenfieht.

Möbel-

Ausstattungen auf Credit und gegen Baar

J. Jttmann,
Welt-Credit-Haus,
Bärenstrasse 4. I.

5753

Institut Meerganz,

**Handels- und Schreiblehranstalt,
Dotzheimerstr. 24, p.**



Garantirt gründliche und
gewissenhafte Ausbildung in:

 Buchführung, kaufm.
Rechnen, Wechselkunde,
Schönschreiben, kaufm.
Correspondenz, Steno-
graphie (Gabelsberger), Maschinenschreiben,
Kontorpraxis etc.

Der Unterricht an Damen erfolgt in separaten Räumen unter persönl. Leitung von Frau R. Meerganz, langjähr. Buchhalterin.

**Beste hiesige Referenzen.
Prospekte gratis und franko.**

4720

Die Direktion: R. Meerganz.



Nr. 30.

Donnerstag, den 23. Juli 1903.

18. Jahrgang.

Freiheit wo bist du?

Klagelied eines Sommerfrischlers.

Gold'ne Ferientage
Brachten Freiheit mir, —
Zog mit meiner Alten
In das Waldbrevier.
Freiheit zu genießen
Zog ich freudig aus, —
Aber leider, leider
Wurde nichts daraus.

Meine bessere Hälfte
Hat mich fest am Seil,
Will ich Einsicht halten,
Will sie's Gegentheil
Und sie reicht mir Wasser,
Wenn ich durstig bin, —
Freiheit, die ich meine,
Ach, wo bist du hin!

Laufen muß ich, laufen,
Denn sie liebt das sehr, —
Hab' Gepäck zu tragen
Fast zwei Centner schwer.
Wird sie dann noch müde
Hängt auch sie sich an, —
Ach, ich bin nichts wen'ger
Als ein freier Mann.

Von zu Hause nahm ich
Viel Zigarren mit,
Doch sie sagt, das Rauchen
Hemmt den freien Schritt,
Rauchen ist hier schädlich,
Schlag dir's aus dem Sinn,
Freiheit, goldne Freiheit,
Ach wo bist du hin!

Wau wau.

„Nr. 862.“

Nachdruck verboten.

Humoreske von Leo von Torn.

„Du — Malle —“

Keine Antwort. Nur ein leises Brummen und eine Verschiebung des breiten Panama, die auf ein kurzes, ungeduldiges Kopfschütteln schließen ließ.

„Sie ist schon wieder vorbei.“

„Du lügst —“ kam es dumpf aus dem Sandhaufen, in welchem der Schriftsteller Emanuel Croon bis unter die Arme sich eingebuddelt hatte.

„Nee thatsächlich“ betheuerte Dr. Heinz Rawen. „Sie hat sich zwar noch einmal umgedreht, ist jetzt aber den Steig zum Kurhaus hinaufgegangen.“

In dem Sandhaufen schienen immer noch Zweifel obzuwalten. Es regte sich nichts. Erst als der junge Arzt die Spitze seines Spazierstöckes dem Freunde in die kurzen Rippen bohrte, quielte dieser auf, wälzte sich vom Bauch auf die Seite und spähte mißtrauisch umher. Gleich darauf aber ließ er sich mit einem tiefen Seufzer wieder in die alte Lage zurückfallen.

Es war gegen Mittag — zu einer Zeit also, wo auch die unverbündeltesten Strandbummler die schattigen Veranden aufsuchen und das Gebimmel der table d'hôte-Blöcke abzuwarten pflegen. Die Sonne lag steil und blendend über der See. Die gründurchsichtigen, kammlosen Wogen leckten in müdem Rhythmus an dem Ufersande empor, um — wie erschrocken von der Hitze — gleich wieder zurückzusinken.

Heinz Rawen zog mit der Stodfrücke eine frisch angeschwemmte blanke Qualle heran und wälzte sie in dem feinen Sande, etwa wie man ein Kotelette paniert.

„Ich kann mir nicht helfen, Malle“, sagte er bei dieser nachdenklichen Beschäftigung, „dein Verhalten ist doch ein bißchen formlos. Sie ist immerhin eine Dame — eine ältere Dame. Wenn sie dir auch hie und da nebequem wird, so ist das noch kein Grund, sich ostentativ unter die Erde zu retten und auf den Bauch zu legen.“

Auch auf diese Beschwörung äußerte sich Emanuel Croon zunächst nicht. Erst nach einer Weile richtete er sich schwerfällig auf und schüttelte den Sand von seinem Panama. Es gährte sichtlich in ihm.

„Du — Rawen“ fragte er mit einem lauernden Seitenblick auf den immer noch Panierenden. „Wenn dir jemand von hinten ins Genick schlägt, dann ziehst du keine braunrothen Glacees an, lästest den Hut und sagst: „Mein Name ist Rawen, Guestephaliae, mit wem habe ich die Ehre?“ Nicht wahr?“

„Aber Mädchen, das ist doch 'was Anderes. Hier handelst es sich darum —“

„Oder du siegst nachts in deinem Bette — plötzlich merkst du, daß jemand in dein Zimmer schleicht, immer näher und näher kommt und — ratisch — hat er dich an der Gurgel! Du schiebst die Hände hilflos unter den Kopf und sagst mit dem letzten Reste deiner Pulse: „Bitte, bedienen Sie sich.“ Nicht wahr?“

Naiven zuckte die Achseln.

„Du willst mich nicht verstehen“, sagte er zwischen Lachen und Ungebulb. „Fräulein Eleanor Blackfield — — — gehst weg!? Den Namen wird man doch wenigstens noch nennen können! — Ich meine also, die Dame hat weder Rettung, dich zu rüggeln, noch dich in deinem Zimmer zu beschleichen und zu würgen. Im Gegenteil. Sie hat eine rührende Verehrung für dich. Ob diese dem Manne oder dem bekannten Autor gilt, das ist ja allerdings noch nicht abgeblasen. Da sie auch schriftstellerisch, fühlt sie sich wahrscheinlich zu der verwandten Seele hingezogen — — bitte nicht mit Sand werfen! — Jedenfalls sehe ich keine zwingende Veranlassung, sich derart abstoßend zu zeigen.“

„So! Also nicht!“ heulte Emanuel Croon empört auf. „Ja bist du den blind oder bloß rachslos!? Du siehst nicht, daß diese fürchterliche unausstehliche Person mein Horla ist? Mein Schatten, mein Gespenst, das mich hier verfolgt vom ersten Tage an? Du siehst nicht, wie dieses Fleckfieber mich langsam hinhordet mit seiner Unvermeidlichkeit? Und du willst Arzt sein?! Ein Idiot bist du!“

Erschöpft ließ er sich nieder und faltete die Hände um die hochgezogenen Knie. In einem müden Protokolltone fuhr er fort:

„Wenn ich morgens ans Fenster trete, — man macht das doch auch manchmal mit Schnurrbartbinde und ohne Weste — wer sitzt unten in den Anlagen und schaut mit himmelnden Glogaugen raus? Fräulein Eleanor Blackfield. Wenn ich habe — du weißt, ich bin ein genierlicher Mensch! — wer grüßt und gestikuliert jenseits der Leine mit den dünnen Armen wie eine wahnsinnige Windmühle? Fräulein Eleanor Blackfield. Bei Tisch neben mir — Eleanor Blackfield. In meinem Strandkorb — Eleanor Blackfield. Wer klemmt mich auf der Reunion in eine Ecke und läßt mich nicht los? Eleanor Blackfield. Mensch! Ich tanze eine Cate wack vor Verzweiflung, wenn ich den Namen bloß höre. Und was will sie? Sie liest oder will mir Geschichten vorlesen. Ihre eigenen Geschichten. Kennst du Geschichten von Eleanor Blackfield? Nein — ? Wie kannst du Glender dann überhaupt wagen, mitzureden! Jedenfalls halte ich das nicht mehr aus. In meiner jetzigen Gemüthsstimmung schon garnicht. Wo ich Kopf und Herz so voll habe von jedem einen, süßen, ungleichen Wesen, von — —“

„Von Nr. 862 —“

„Was heißt das?“

„Das heißt, daß ich deine schöne Unbekannte heute Morgen auf ihrem Rade die Chaussee entlanglaufen sah.“

Heinz Naiven wollte noch etwas hinzufügen, aber er konnte nicht, da der Bitterat sich auf ihn gestürzt hatte und ihn schüttelte.

„Verrückter! Du läßt dir von Eleanor Blackfield erzählen — und das — — das sagst du mir jetzt erst!? Wann hast du sie gesehen! Wo! Sprich oder —“

„Aus! — ich — aber so laß los! Wie soll man denn reden wenn du einem den Kopf abschlenkerst! Uff — ! Na ja — auf der Chaussee habe ich sie gesehen.“

„Nach hierher?“

„Ne — von hier. Sie schien einen Morgenausflug gemacht zu haben und fuhr nach der Stadt zurück. Sie sah wieder reizend aus. Einen schlechten Geschmack hast du nicht, Malle; das muß man sagen. Ich habe mir ihre Radnummer gemerkt, weil ich dachte, daß dir das zur endlichen Feststellung der Persönlichkeit deiner Angebeteten helfen könnte —“

„Helfen!? Das ist überhaupt die Rettung! Die Erlösung!“ jubelte Croon, indem er nun wirklich zu einer Art Cate wack einsetzte. „Nr. 862 — sagst du? Oh ich Giel, ich dreimal vernagelter Giel, daß ich nicht schon selbst darauf gekommen bin! Wie oft habe ich darüber geflucht, daß die Räder dort polizeiliche Nummern tragen müssen. Vierzig Mark Strafen habe ich schon bezahlt, weil ich mich für meine Chaise nicht dazu verstehen wollte. Und jetzt!? Die Polizei ist die einzig vernünftige Einrichtung der Welt, Heinz Naiven! Laß dir das gesagt sein. Ich liebe die Polizei und die Polizei wird mir zur Liebe verhelfen. Auf der Stelle fahre ich nach der Stadt und frage, wer Nr. 862 ist. Und dann wird Sturm gelaufen! Auf der Stelle fahre ich.“

„Aber so komm doch wenigstens erst zu Tisch.“

„Mit nichts! Gräß! Fräulein Eleanor Blackfield und sag, sie soll in Vertretung dir ihre Geschichten vorlesen. Namentlich

die von dem todtten Spah — die ist wunderschön! Der Lord läßt sich entschuldigen, er ist zu Schiff nach Frankreich. Und wenn ich dann wiederkomme mit dem Namen der Golden und nach dem ich ihr in Emanuel Croons glänzendsten Farben meine Liebe geschildert, dann gebe ich dir einen Kuß auf die Wange und nenne dich Onkel, solange du lebst!“

Es gibt keinen Badeort in der Welt, welcher nicht alle Woche mindestens einmal eine Remion oder — wenn es zu warm zum Bäderhüpfen ist — eine italienische Nacht veranstaltet. Heute war italienische Nacht. Die zweiundzwanzig Lampions baumelten bereits in den dämmerigen Gängen des Kurhausgartens; und die Kapelle spielte eben den sechsten Vers von Santa Lucia, als Emanuel Croon glückstrahlend aus der Stadt zurückkehrte.

Gleich am Eingang des Gartens stieß er mit dem Freunde zusammen.

„Ich hab's“, raunte er mit kaum gebändigtem Jubel, indem er dem Arzte in den Arm kniff. „Es ist raus! Laura Schwarzfeld heißt sie — Laura! Ist das nicht wundervoll? Und geschrieben habe ich ihr — geschrieben — — — einen erotischen Block müßte es rühren!“

„Das ist Alles sehr schön, Malle“ erwiderte der Andere und rief sich den malträtirten Muskel; „aber heute wird sie wohl schwerlich deine Epistel bekommen haben, denn ich habe sie gegen Abend hier gesehen.“

„Hier — !?“

„Allerdings; sie ging mit — — — aber so warte doch Menschenkind! — Malle!“

Er rief vergeblich. Emanuel Croon war wie vom Teufel besessen davongestürzt. Als Heinz Naiven ihn wieder sichtete und erreichte kam er gerade recht zu einem Drama von überwältigender Wirkung.

Mitten auf der Promenade schlang Eleanor Blackfield ihre langen Spinnenarme in überquellender Zärtlichkeit um den entseht zurücktaumelnden Bitteraten.

„E-maaa-nu-el! Endlich hast du mich verstanden. Endlich haben unsere gleichstrebenden Herzen sich gefunden! Ja — ja — tausendmal ja! Ich liebe dich! Liebe dich wieder, du begnadete Feuerseele!“

„Aber erlauben Sie mal —“ stammelte der Unglückliche, indem sein entgeisteter Blick an dem jungen Mädchen hing, das er in der Begleitung seines Gespenstes getroffen und das nun mit einem halbverlegenen, halb belustigten Ausdruck in dem reizenden Gesichtchen bei Seite trat.

„Nichts — sprich nicht, Geliebter“, hauchte Eleanor Blackfield an seinem Hals. „Nur sag mir — weshalb dieser Umweg? Du konntest mich doch jeden Tag hier sprechen, jede Stunde! Und woher weißt du, daß Eleanor Blackfield nur mein Pseudonym ist, daß ich Laura Schwarzfeld heiße —“

„Allmächtiger —!“

„Nur meiner lieben Richte, die sich sofort auf mein Rad setzte und mir deinen Brief brachte, haben wir es zu verdanken, daß wir uns heute schon gefunden! Danken wir ihr, Emanuel —“

„Ich danke!“ schrie Emanuel Croon mit überschnappende Stimme. Dann stieß er die zärtliche Lärmstange wild von seinem Busen und — den Jüngling sah niemand wieder.

Wie man heutzutage berühmt wird.

Einer, der wird berühmt durch Kellame
Einer durch Skandal,
Einer weil er geschickt entkam,
Als er Millionen stahl.

Einer verdankt sein Renommee
Einem perversen Buch,
Einen bringt plötzlich in die Höh'
Jrgend ein Ehebruch.

Einer der wird als Pantoffelheld,
Einer als Defraudant
Einer als Dummkopf mit viel Geld,
Einer als Schuft bekannt.

Manchmal endlich es auch passiert,
Daß zu Ruhm kommt ein Mann
Weil er ein edles Werk vollführt,
Oder weil er was kann.

(Jugend).

Stoßseufzer eines Volksschullehrers.

„Die Zeitschrift des kgl. preuß. statist. Bureau“ veröffentlicht eine Statistik über die Gehaltsverhältnisse der preussischen Volksschullehrer. Trotz der eingetretenen Verbesserungen sind die Durchschnittsgehälter immer noch miserabel.

Der Magen knurrt ununterbrochen
Inmitten meines Unterrichts.
Gestrengte Pflichten, „Saure Wochen“,
Von „frohen Festen“ merk' ich nichts.

O Gott, o Gott, da ist jeder
Von meinen Schülern besser dran.
Die fressen ihre Butterbröder
Und grinsen mich noch höh'nisch an.

Mit Dingen, Nerven und mit Schafen
Wird Birn und Apfel aufgezehrt,
Ich aber kann mir etwas malen,
Ich, der die Wissenschaften lehrt.

Ich soll mich plagen mit den Fressern,
Indessen mir der Magen knurrt?
— Ich fattle um, mich zu verbessern:
Ich werde Rassenarzt.

(Jugendb).

Klagelied eines Modernen.

Grab' aus dem Kunstsalon
Komm' ich heraus,
Welt, wie so abgeschmackt
Siehst du mir aus!
Drin war der Himmel gelb
Und comme il faut,
Blau ist hier außen er,
Pfu! doch, wie roh!

Drin schauten Augen wohl
Tischgrün drein,
Hauten bloß braun und grau,
Pfu! wie gemein!
Drin war'n verrenkt so schön
Damen und Herrn,
Draußen ist alles grab'
Und unmodern!

Drin roch's nach Patchouli
Chic und famos,
Hauten nach Flieder und
Maiengrün bloß!
Drinnen war's stilvoll und
Stimmungsvoll nur,
Hauten ist alles bloß,
Dede Natur!

Eine Frage.

Die „Herrschaft“ sitzt am splittigen Tische,
Auf zerbrechlichem Stuhl in der Sommerfrische
Und fängt zu ihrem eignen Vergnügen
Des Bauernhauses unzählige Mägen,
Schreibt Briefe nothdürftig im Fensterbrett,
Liegt nachts fast schlaflos im holprigen Bett,
Hat keine Lektüre, wenn's regnet solid,
Hat keine Trambahn, wenn Beine sind müd,
Hat keinen Luxus, und keinen Komfort,
Sogar beim Trinken nicht rechten Humor.
Pfu! Deibel!

Zu Hause aber bei Rheinwein und Braten
Ergötzt sich die Köchin mit ihrem Soldaten,
Sie sitzen am Mahagoni-Tisch,
Sie strecken die Glieder auf Polster und Plüsch.
Man geht bei elektrischem Licht zu Bette
Und in der Gnädigen Walltoilette
Fährt Guste mit Friße zum Varietee,
Damit sie die Spezialitäten seh'.

Wer hat es am besten wohl in der That?
Die Köchin zu Hause? Die Herrschaft im Bad?

Wau wau.

Das spiritistische Klavier.

Um seinen Gästen durch Beigabe einer billigen Tafelmusik die Speisen etwas mundgerechter zu machen, hatte der Wirth einer Speisewirtschaft in der Sch-straße zu Berlin eines der neuen selbstspielenden Pianos, wie sie von der Berliner Firma Kuhl u. Klatt fabrizirt werden, aufstellen lassen, welches in bekannter Weise mittels elektrischen Stromes in „Musik gesetzt“ wird und nach Entwurf eines Behauptungswortes zu spielen anhebt. Kommt da nun dieser Tage in Begleitung seiner besseren Hälfte ein schlichtes Bäuerlein in besagtes Lokal, bestellt für sich und „sine Frau wat to äten“ und nimmt in der Nähe des Klaviers Platz, dieses ob seiner schönen Außenseite mit bewundernden Blicken betrachtend, wohl auch wünschend, so ein „Dings“ auch in seiner Brunnstube aufstellen zu können. Während nun beide dem ihnen vorgelegten „wat to äten“ tüchtig zusprechen, opfert ein anderer Gast einen Nickel und plötzlich flammt hinter „ihr“ das grelle Licht einiger elektrischer Glühbirnen auf. In demselben Augenblick beginnt auch das Instrument zu spielen und die lustige Melodie des jedem Berliner bekannten Gassenhauers: „Denkst Du denn — denkst Du denn“, schallt durch den Raum. Hatte schon das plötzliche Aufklappen des Lichtes den biedereren Landbewohnern einen gelinden Schrecken beigebracht, so blieb ihnen, als nun auch das Spiel einsetzte, der Bissen förmlich im Halse stecken; sie vergaßen ihre ganze Umgebung und starrten nur auf die wie von Geisterhand bewegten sich sendenden und hebenden Tasten. Sie konnten sich gar nicht vorstellen wie so etwas möglich wäre, da doch niemand mit dem Instrument in Berührung kam. Als er sich dann aber von dem ersten Schrecken erholt hatte, schien ihm ein Licht aufzugehen, denn zu seiner Frau gewendet, meinte er: „Du Frau, hei is dat 'n gehür, hei sin wi bi de Spittisten kamen, sprach, zahlte und ging.“
(Tägliche Rundschau.)

Die Verständigung.

Sol nun wissen wir es alle
In den Blättern steht's zu lesen,
Endlich haben sich verständigt
Väterchen und die Chinesen.
Sehr geheim wird's noch gehalten,
Das Vertrauen ist geringe,
Niemand hat sich einzumischen
In die ganz internen Dinge.
Wer sicher herrscht kein Zweifel
Mehr nach dem, was wir vernommen:
Väterchen ist bei dem Handel
Wieder nicht zu kurz gekommen.

Wau wau.

Der Hausfrau Sommer-Klage.

Welch' Gewinner, welch' Gejammer
Läut aus Küch und Speisekammer?
Seufzend halt's durch Saal und Flur:
„Ach, was Koch' ich heute nur?“
Schwein und Hammel, Kalb und Rind
Meine einz'ge Zuflucht sind.
Kalb und Hammel, Rind und Schwein
Geht es jetzt woheraus, woherin.
Rind und Hammel, Schwein und Kalb
Überall und allenthalb
Ich geplagte Kreatur,
„Ach, was Koch' ich heute nur!“

Scherzfrage.

Wer ist tüchtiger, die Post- oder die Ständesbeamten?
— Antwort: die letzteren; denn von den Postbeamten wird zwar viel getar, von den Ständesbeamten aber alles aufgeboten.



Benützte Gelegenheit.

Sie: „Spare Dir Deine Liebesbetheuerungen, lieber Vetter, Du weißt, daß ich studiere und nicht heirathen will, am allerwenigsten Dich, aber guter Freund will ich Dir immer bleiben.“

Er: „Na, dann — guter Freund, kannst Du mir nicht zwanzig Meter pumpen?“

Uebertrumpft.

„Mein Cousin war beim Zweikampf so hibzig, daß ihn bei einem solchen der Schlag traf.“

„O, das ist noch nichts! Ich hatte einen Freund, der war beim Duell so kaltblütig, daß er einmal dabei erfror.“

Weiberlogik.

Er: „Aber begreifst Du denn nicht, daß meine Verluste so groß sind, daß an eine Vabereise nicht zu denken ist?“

Sie: „Eben deshalb, dadurch erhalten wir doch wieder Kredit!“

Der Geschäftsmann.

Herr Meier besieht sich im Schloß die Kronjuwelen. Zum Aufseher: „... und was ist diese Krone werth?“

„170,000 Mark!“

„Ist das Engros- oder Detailspreis?“

Beruhigend.

Fremder (auf dem Wege zur Kunstausstellung): „Aber, Rutscher, fahren Sie ein wenig schneller! So kommen wir nicht zur Ausstellung.“

Rutscher: „Da brauchen Sie keine Angst zu haben, die Kunstausstellung wird erst im September geschlossen!“

In Fuß.

Reutier Bemmchen aus Chemnitz macht eine Reise nach Konstantinopel. Müde von den vielen Besichtigungen, möchte er gern eine Droschke benutzen, findet aber nur eine Sänfte. Er verständigt sich durch Zeichen über den Preis, steigt ein, und die Tour beginnt. Leider ist der Fuhrboden der Sänfte schadhast und gibt unter dem stattlichen Gewicht Bemmchens nach. Nach einer halben Stunde steckt er den Kopf durchs Fenster und ruft: „Sie, — seien Sie doch so freundlich und halten Sie emal an, ich gloobe, ich loofe!“

Ein frecher Dachs.

Hausbesitzer: „Wie konnten Sie sich unterstehen, gestern im dunklen Flur meine Tochter zu küssen?“

Chambregarnist: „Sei'n Sie ja ruhig, sonst zeig' ich Sie noch bei der Polizei wegen unterlassener Treppenbeleuchtung an!“

Ein ganz Schlauer.

„Das ist die Photographie eines Stuhles aus dem zwölften Jahrhundert!“

„Lügen Sie doch nicht — damals war ja die Photographie noch gar nicht erfunden!“

Erhöhter Genuß.

Hans: „Du Mama, sei so gut und verbiete mir von dem Obst zu essen, das ich zu meinem Geburtstage bekommen habe.“

Berechtigung.

„... Was — Gedichte lesen Sie?! Ja glauben Sie denn, der Schiller hat geschrieben seine Sachen fors Kontor von Sigi Düstles u. Kumpänie?! ...“

Vorausbedacht.

„Du willst einen Spazierritt machen und bist gar nicht im Reitkostüm?“

„Ja, sieh einmal, dann merkt man auch nichts, wenn ich zu Fuß zurückkehre.“

Eine angenehme Wirthschaft.

Gast: „Kellner, sofort das Beschwerdebuch!“

Kellner: „Bedaure, das ist schon dreimal belegt.“

Bericht eines Gendarmen.

... Ich forderte den Betreffenden auf, mir zu folgen, worauf mir derselbe erwiderte: „Steigen Sie mir den Buckel nauf.“ Nachdem dies geschehen, schritt ich sofort zur Verhaftung.

Semper idem.

Professor (aus dem Restaurant tretend): „Om — heute habe ich den Schirm nicht vergessen, aber ein fremder Griff scheint daran zu sein!“

Selbstgespräch.

Diurnist (beim Anblick eines Hungerkünstlers): „Der Mann hat's gut, der kriegt wenigstens für sein Hungern bezahlt.“

Wahres Geschichtchen.

Der kleine Wolfgang, der noch im Bettchen in der Schlafstube bei seinen Eltern schläft, soll am Morgen von Mutters Geburtstag dieser seine Geburtstagswünsche darbringen. Der Vater hat ihm am Abend vorher eingebrüllt, daß er morgens beim Erwachen zu seiner Mutter sagen soll: „Ich gratuliere Dir zu Deinem Geburtstag!“ Der Festtag kommt und Wolfgang hat natürlich längst vergessen, was er sagen soll. Da hilft ihm der Vater nach: „Na, Wolfgang, was sollst Du sagen? Ich gr... ich gr...!“ Wolfgang einfallend: „Ich gr—ieg en Appel!“ Nun geht der Vater etwas weiter und sagt: „Ach nein, ich gra—ich gra...?“ Nach einigem Besinnen sagt Wolfgang: „Ich gra—krabbel zur Mama!“ (Eine seiner Lieblingsmorgenbeschäftigungen!)

Humor des Auslandes.

„In meinem ganzen Leben“, sagte er, „habe ich nur zwei wirklich schöne Frauen angetroffen.“

„So?“ erwiderte sie, unschuldig zu ihm aufschauend. „Wer war die andere?“

„Der Mann, den Du überfahren hast, sagt, er hat Deine Automobilnummer.“

„Was hat er denn für eine Nummer gesagt?“

„66.“

„Und ich habe 99. Er hat gerade auf dem Kopf gestanden, wie er sie gelesen hat.“

Bauernschlauheit.

In der Nähe von Bergerac lebte ein Landgeistlicher, dessen fromme Herde den Beschluß faßte, ihm einmal mit einem Stückfaß Wein ein Ehrengeschenk zu machen. Ein Dorfbewohner lieferte das Faß, und die übrigen füllten dasselbe, indem jeder zwei Liter seines eigenen Gewächses hineingoss. Eines Tages lud nun der Pfarrer seine Weichtunder ein, das Getränk — die Mischung aller Weine der Gemarkung — bei ihm zu kosten. Seine Haushälterin zapfte von dem Inhalt ab und kam mit einer groben Kanne voll... Wasser zurück. „Was bedeutet das?“ riefen alle erstaunt. — „Ja, das ist der Wein aus dem Fasse hier“, erwiderte die Haushälterin. — Seine Ehrwürden konnte sich die Sache nicht enträtseln. Da fingen seine Gäste alle an, laut zu lachen. Jeder hatte nämlich gemeint, daß zwei Liter Wasser, die er hinzugöffe, in der ganzen Menge doch nicht bemerkt würden — leider hatten nur alle braven Weinbauern ganz denselben Gedanken gehabt.



Selbsterkenntnis.

Cellist (zu einer Dame): „Werden Sie mein Konzert besuchen, gnädige Frau?“ — Dame: „Leider nein, ich habe Trauer.“ — Cellist: „Was tut das? Denken Sie, daß mein Konzert ein Vergnügen ist?“

Seine eigener Arzt.

Bauernjunge: „Herr Gerichtsarzt, mein Vater ist gestorben, ich möchte den Totenschein.“ — Gerichtsarzt: „Wer hat ihn behandelt, welcher Arzt ist bei ihm gewesen?“ — Bauernjunge: „Er hat keinen Arzt gebraucht, er ist selber gestorben.“

Genaue Auskunft.

Fremder: „Können Sie mir nicht sagen, wo sich hier am Orte die meisten Herren rasieren lassen?“ — Badträger: „Na, Männchen, wo denn wohl anders, als im Gesicht.“

Abgeblüht.

„Ich bitte dich, alter Junge, leih' mir zehn Mark!“ — „Tut mir leid, hab' gerade kein Geld bei mir!“ — „Und zu Haus?“ — „Alles wohl und munter. Mahlzeit!“

Fatale Aehnlichkeit.

Holke: „Du, heute morgen sagte mir jemand, ich sähe dir ähnlich.“ — Tölke: „Sag' mir, wer's ist, und ich haue ihm eine runter, daß er d'ran denken soll.“ — Holke: „Das habe ich schon selber besorgt.“